

Zur methodologischen Dekonstruktion von Normalitätserwartungen in der qualitativen Forschung am Beispiel stationärer Jugendhilfe

Jeannette Windheuser

Obwohl eine Sensibilisierung gegenüber Kategorisierungen in erziehungswissenschaftlichen Forschungsprojekten zu beobachten ist, wird die Bestimmung von Subjektivität in der pädagogischen Praxis und in der Forschung vor allem durch vorausgesetzte Kategorien gerahmt. Besonders deutlich kann das anhand der stationären Erziehungshilfe gezeigt werden. Praxis und Forschung setzen dort häufig Kategorien, in die stationär untergebrachte Jugendliche eingeordnet werden, als nicht zu hinterfragende Ausgangspunkte.

So hat sich das Hilfesystem in spezifische Einrichtungsformen ausdifferenziert, die sich vor allem nach Geschlecht, „Störungsbildern“ und Betreuungsbedarf unterscheiden. Um Jugendliche beim Eintritt in die stationäre Jugendhilfe oder beim Einrichtungswechsel entsprechend zuordnen zu können, müssen die Kategorien zu abfragbaren Größen werden. Zugleich nehmen Forschungsprojekte zu stationären Erziehungshilfen kaum eine kritische Position gegenüber determinierenden Kategorisierungen ein. Vielmehr gehen sie ebenfalls von diesen Zuschreibungen als empirischen Tatsachen aus. Vor allem die Kategorien Geschlecht und Alter werden nicht aus dem „Feld“ generiert, sondern vorausgesetzt.¹ Weitere häufig anzutreffende Differenzkategorien, die entweder bereits beim Sampling gezielt gesucht werden oder in der Untersuchung abgefragt werden, sind: sozioökonomischer Status der Familie, Nationalität, Schulform, Formen von Gewalterfahrungen, (psychiatrische) Störungsbilder, sexuelle Orientierung und Konfession.

Soziale Arbeit, die „als eine mit Ambivalenzen aufgeladen[e] Praxis“ (Kleve 2010, S. 98) verstanden werden kann, ist sowohl mit sozialer Komplexität als auch mit den Anforderungen von Professionalisierung und Verwissenschaftlichung konfrontiert (vgl. ebd., S. 100). Diese Anforderungen verlangen nach Vereindeutigungen und Spezialisierungen, was sich sowohl in den ausdifferenzierten Hilfeangeboten mit zuvor definierter Klientel als auch in kategorisierenden Forschungsdesigns widerspiegelt. Problematisch ist da-

1 Beispielhaft seien hier Luise Hartwig (1990) zu sexuellem Missbrauch von Mädchen in der Heimerziehung, die Evaluationsstudie Jule (2002), Margarete Finkel (2004) zu Mädchen in der stationären Erziehungshilfe und Matthias Hamberger zu „Erziehungshilfekarrieren“ (2008) genannt.

ran, dass mit vereindeutigenden Kategorien eine „Indifferenz der Differenz gegenüber“ (Derrida 2004, S. 132) einhergeht und sich in den so kategorisierten Subjekten materialisiert.

Dieser Beitrag verfolgt das Anliegen, die konstituierende Macht von Kategorisierungen aufzuzeigen und zugleich die so hervorgebrachten Subjektivierungen zum Untersuchungsgegenstand zu machen. Es geht sowohl um die Kritik gängiger Forschungspraxis als auch um die methodologische Frage, wie mit Kategorien dekonstruierend umgegangen werden kann.

Dies wird durch Auszüge aus meinem laufenden Dissertationsprojekt zu „Geschlechtlichen Subjektivierungsprozessen in der stationären Jugendhilfe“ illustriert. Es behandelt die Frage, ob und wie eine dekonstruierende Perspektive, angelehnt an Jacques Derridas Dekonstruktion und Judith Butlers Heteronormativitätskritik, zu einen *gendersensiblen* Zugang zu Jugendlichen in der stationären Erziehungshilfe in Praxis und Forschung beitragen kann. Das empirische Vorgehen konzentriert sich darauf, welche (geschlechtlichen) Subjektivierungen in der stationären Jugendhilfe ermöglicht werden und wie sich diese in diskursiven Selbstdarstellungen und Materialisierungen der dort lebenden Jugendlichen äußern. Dazu gehe ich von einem verbalen und körperlich-visuellen Diskurs aus, der mittels einer Fotobefragung² und einem bildgestützten Interview erhoben wird.

Die Abbildungen 1 und 2 zeigen exemplarisch einen Ausschnitt der Ergebnisse eines Fotoworkshops und einer Ausstellung unter dem Motto „Eine Woche Ich“. Dazu wurden Bewohner_innen stationärer Jugendhilfeeinrichtungen im Rahmen des Forschungsprojekts eingeladen. 17 Bewohner_innen von sechs stationären Jugendwohngruppen trugen knapp 2.000 Fotos zusammen und 15 beteiligten sich an einem bildgestützten Interview. Zur Illustration der genannten methodologischen Problematik begrenzt sich dieser Beitrag auf die Möglichkeit das bildgestützte Interview dekonstruierend anzulegen.³

Der Beitrag stellt zunächst die Kritik an Kategorisierungen in erziehungswissenschaftlicher qualitativ-empirischer Forschung anhand von Publikationen zur stationären Erziehungshilfe dar, wobei der Schwerpunkt auf der Kategorie ‚Geschlecht‘ liegt. Anschließend wird diskutiert, wie eine Dekonstruktion der damit einhergehenden Normalitätserwartungen in einem empirischen Forschungsprojekt verlaufen kann.

2 Eine „Fotobefragung“ (Kolb 2008, S. 1) lässt die Untersuchten selbst ‚forschen‘, indem sie mit der Kamera Datenmaterial sammeln. Im konkreten Projekt wurden die Jugendlichen aufgefordert, sich selbst eine Woche lang mit der Digitalkamera zu dokumentieren.

3 Im Forschungsprojekt werden die Fotografien zudem einer dekonstruierenden Bildanalyse unterzogen, und es wird auf die Besonderheiten des Mediums Fotografie eingegangen, was an dieser Stelle nicht geleistet werden kann.

1. Die Kategorien – unhinterfragte Normalitätserwartungen?

Der Begriff der Kategorie wird unter dem zunehmenden naturwissenschaftlichen Einfluss im 19. und 20. Jahrhundert, entgegen vorheriger philosophischer Traditionen, inflationär als „allgemeine[s] Bestimmungsprinzip von Seiendem im weitesten Sinne“ gebraucht (Baumgartner u.a. 2007, S. 775). Dies lässt sich auch im empirischen Umgang mit Kategorien in den Sozial- und Erziehungswissenschaften beobachten. So werden Geschlecht, Klassenzugehörigkeit oder psychische Gesundheit als objektive Tatsachen verstanden, mit denen soziale Realität adäquat beschrieben werden könne.

Allerdings zeigt sich eine implizite Verschiebung des Kategorienverständnisses in der qualitativen Forschung. Dem Begriff der Kategorie wird dort keine Beschreibung von Wirklichkeit zugeschrieben, sondern ihm kommt eine analytische Funktion im Forschungsprozess zu. In aktuellen Einführungen in qualitative sozial- und erziehungswissenschaftliche Forschung wird der Begriff ‚Kategorie‘ vorrangig genutzt, um zu beschreiben, wie Datenmaterial in Form von „Begriffsnetzen“ (Flick 2005, S. 259) in die Theoriebildung überführt wird (nach dem Verständnis der *Grounded Theory*) oder es geht um theoretische Kategorien, die Relevanzen im Material herauszufiltern sollen.⁴ Kategorien werden als theoretische Auswertungsschemata oder als Ergebnis qualitativer Forschung verstanden, die mittels Interpretation erst hervorgebracht werden.

Unterbeleuchtet bleiben jedoch der Begriff der Kategorie selbst, der zwar als Eintrag in den Stichwortregistern zu finden ist, jedoch nicht explizit erläutert wird, und die vorausgesetzten Kategorien, welche ohne nähere Erklärung im Sampling der meisten Studien aufgeführt werden. Letzteren soll in diesem Beitrag die Aufmerksamkeit gelten. Unter vorausgesetzten Kategorien verstehe ich „Identitätskategorien“ im Sinne vermeintlich bruchloser Repräsentationen, die „von den zeitgenössischen Rechtsstrukturen erzeugt, naturalisiert und verdinglicht werden“ (Butler 1991, S. 21).⁵ Solchen Kategorien wird also die Eigenschaft zugesprochen, die einheitliche Realität und Identität bestimmter Subjekte repräsentieren zu können, da diese ‚natürlich‘ vorhanden seien. Butlers Kritik folgend, sind sie jedoch Materialisierungen eines machtvollen diskursiven Produktionsapparates.

Diese Kritik scheint unberechtigt angesichts der Auffassung, *theoretical sampling* sei die „klassische Samplingmethode für rein qualitative Untersu-

4 Vgl. beispielhaft: Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S. 194ff.; Friebertshäuser 2009, S. 702; König/Bentler 2003, S. 94

5 Mit Rechtsstrukturen ist an dieser Stelle nicht ausschließlich der juristische Diskurs gemeint, sondern es geht um „die Rechtsstrukturen [„juridical structures“, J.W.] von Sprache und Politik, [die] das zeitgenössische Feld der Macht [bilden]“ (Butler 1991, S. 20).

chungsdesigns“ (Przyborski/Wohlrab-Sahar 2008, S. 178) und vorab bestimmte Samplings bildeten hingegen die Ausnahme. Allerdings divergieren an dieser Stelle der Anspruch methodischer ‚Sauberkeit‘ und die forschende Praxis. Zudem wird übersehen, dass bereits in der Feldauswahl, Fragestellung und Stichprobenziehung identifizierende Kategorien als objektiv gegeben angesehen werden.

Diese Problematik soll exemplarisch anhand aktueller Forschungen zu Geschlecht in der stationären Jugendhilfe erläutert werden. Dieses Feld wurde ausgewählt, da dort gezeigt werden kann, dass geschlechtlichen Kategorisierungen in pädagogischer Praxis und Forschung wenig Bedeutung beigegeben wird. Für die Kinder- und Jugendhilfe kann generell festgehalten werden, dass trotz des seit zehn Jahren bestehenden Gender-Mainstreamings in der Kinder- und Jugendhilfe und des vor zwanzig Jahren eingeführten § 9 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (zur Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen) das angestrebte Ziel der Geschlechteregalität „zwischen symbolischer Politik und tatsächlich angestoßenen Veränderungen mäandert“ (Helming/Schäfer 2006, S. 18). Als folgenreich erweist sich dies in der stationären Jugendhilfe, wenn Fachkräfte Einweisungen nach dem Motto „Mädchen prostituieren sich, Jungen probieren sich“ vornehmen, wie es Ulrike Werthmanns-Reppekus (2008, S. 111) provokant auf den Punkt bringt.

Erziehungswissenschaftliche Forschung und Theoriebildung scheinen im Bereich der stationären Erziehungshilfe wenig zu einer kritischen Betrachtung insbesondere geschlechtlicher Kategorisierungen und kategorisierender Subjektverständnisse beizutragen. Derzeit konzentriert sich empirische Forschung zu Geschlecht in der stationären Jugendhilfe auf die Situation von Mädchen, arbeitet primär mit biographischen Interviews und wird von einer zweigeschlechtlichen Sichtweise dominiert.⁶ Anhand zweier Beispiele wird nun aufgezeigt, dass erfolgte Kategorisierungen in der Analyse genutzt werden, um Subjektivität kausal zu erklären. Zu beachten ist, dass mit den biographischen Interviews eine weitere kritisch zu betrachtende Subjektvorstellung einhergeht.

6 Die wichtigsten Autor_innen sind Marianne Kieper (1980), Luise Hartwig (1990, 2001, 2002), Hartwig und Martina Kriener (2004), Sabine Pankofer (1997), Margarete Finkel (2004) und Julia Fontana (2007), die mit ihren interviewbasierten Studien unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Kiepers und Hartwigs Arbeiten lassen sich, grob gesagt, einem differenztheoretischen Ansatz zuordnen. Hartwig wendet sich gar gezielt gegen eine konstruktivistische Sicht auf Geschlecht, da sie darin einen Bedeutungsverlust von Geschlecht ausmacht (vgl. Hartwig/Muhlak 2006, S. 99). Pankofer und Finkel integrieren hingegen die Diskussion um *doing gender* und dekonstruierende Perspektiven in der Frauen- und Geschlechterforschung. Trotz ihrer Feststellung, „verfügbares Wissen über Lebenslagen von [...] Jungen [in den Erziehungshilfen sei] quasi nicht vorhanden“ (Finkel 2004, S. 20), analysiert Finkel ausschließlich Interviews mit Mädchen. Fontana (2007) untersucht die „Spuren der Heimerziehung in den Biographien von Frauen“, ohne dabei eine explizit feministisch-theoretisch geleitete Fragestellung zu verfolgen. Alle genannten Studien arbeiten primär mit biographieanalytischen Zugängen.

Hauptsächlich orientieren sich die genannten Autor_innen (vgl. Fußnote 5) bei der Interviewkonzeption und der Auswertung auf die Methoden von Fritz Schütze (1977), Ulrich Oevermann u.a. (1980) und Gabriele Rosenthal (1989). Auf den ersten Blick erscheint es naheliegend, sich ‚dem‘ Subjekt über Biographieforschung zu nähern. Die objektive Hermeneutik nach Oevermann, nach der auch Rosenthals biographieanalytische Methode erfolgt, bringt jedoch aus der Perspektive der Dekonstruktion Schwierigkeiten mit sich. Die dabei aufgestellte „Strukturhypothese“ wird mittels systematischen Ausschlüssens zuvor (extensiv) generierter vielfältiger Sinnauslegungen ermittelt (vgl. Garz 2003, S. 541). Das heißt, es geht darum, vielfältige Interpretationsmöglichkeiten zu vereindeutigen und auszuschließen. Zudem bilden „Normalitätserwartungen“ und Fallbesonderheiten „wechselseitig Gegenhorizonte“, so dass der „jeweils vorliegende Fall immer als Abweichung von der Normalitätsfolie“ (Marotzki 2006, S. 124) gelesen werden kann, wobei die Normalitätsfolie auf identifizierenden Kategorien beruht.

Daneben zeigen sich in den Studien trotz häufiger Verweise auf *Grounded Theory* oder die korrigierende Wirkung individueller Erzählungen auf vorschnell vorausgesetzte Kollektive – Werner Fuchs-Heinritz spricht von einem „Enttypisierungsschock“ (2005, S. 129) – starke Kategorisierungen und Normierungen. Beispielsweise interpretiert Julia Fontana (vgl. 2007, S. 109 und 128) die ihr erzählte Lebensgeschichte einer Interviewpartnerin als ‚Entwicklung‘ der Interviewten zugleich kausal aus lebensgeschichtlichen Ereignissen und mittels entwicklungspsychologischen Annahmen, nämlich der Bindungstheorie. Diese Erklärungen und implizit theoretischen Voraussetzungen sind eingebettet in normativ besetzte Begriffe von „Beziehung“, „Familie“ und „Identität“.

Margarete Finkels (vgl. 2004, S. 46) zunächst kritischer Ansatz referiert in der Analyse ebenfalls ‚harte Fakten‘ wie familiäre Eckdaten, und „entwicklungspsychologische Kenntnisse“. In der fallvergleichenden biographischen Analyse zielt Finkel auf eine „grundsätzlich[e] Anwendbarkeit [der so ermittelten Kategorien] auf Biographien von Mädchen mit Heimerziehungserfahrungen in der Jugendphase“ (ebd., S. 49). Zwar versteht Finkel (vgl. ebd., S. 34f.) die biographische Erzählung als Konstrukt, nicht jedoch das Subjekt, das seine biographische Erzählung konstruiert. Wie Fontana sucht sie nach kausalen Erklärungen für die Selbstbeschreibungen ihrer Interviewpartnerinnen in deren (psychischen) Lebensgeschichten. Die entscheidenden Kategorien sind die Familienverhältnisse, das Geschlecht und die (entwicklungs-)psychologischen Voraussetzungen der Interviewten.

2. Kategorie und Subjekt in der Kritik

Dekonstruierend vorgehende Autor_innen wie Judith Butler und Jacques Derrida verstehen hingegen das Subjekt nicht als biographisch erklärbar, sondern Subjekt-Sein werde erst durch das Einschreiben in den Diskurs und das Annehmen spezifischer Anrufungen als (geschlechtliches) Subjekt möglich. Diese Sicht eröffnet ein anderes Kategorienverständnis. „Das Subjekt wird nur *sprechend* [und] *bedeutend* (generell durch Sprechen oder andere Zeichen), wenn es sich in das System von Differenzen einschreibt“ (Derrida 2004, S. 130, Herv.i.O.). In diesem System aufeinander verweisender Differenzen sind Zeichen keine Repräsentation, sondern Präsentation einer vermeintlichen Präsenz (vgl. ebd., S. 119). Ebenso möchte ich auch Kategorien als nicht einfach vorhanden, sondern als in der Bewegung der *différance* konstituiert verstehen. Mit Derridas Perspektive gehören vorausgesetzte Kategorien einem dualistischen Denken an, in dem sie als realistische Abbildung der ihnen zugeordneten Subjekte verstanden werden. Kategorien zu dekonstruieren bedeutet, ihre Präsenz als Effekt vorhergehender Differenzierungsprozesse zu verstehen. Sie sind erst durch das von ihnen ausgeschlossene Andere möglich und können nur als zitierende und historisch gemachte Differenzen verstanden werden, die aufeinander verweisen (vgl. auch Casale 2001).

Subjektkategorisierungen müssten demnach ihre Präsenz in einem spezifischen Subjekt-„Wortschatz“ (ebd., S. 132) beziehungsweise in sich verändernden und zitierenden Codes gewinnen. Welche Stolpersteine diese Annahme mit sich bringt, zeigt sich in meinem Versuch eines dekonstruktiven Interviews. Wie weiter unten genauer beispielhaft dargelegt, wird in den Interviews nur auf Kategorien zurückgegriffen, die durch die Interviewten eingeführt werden. Allerdings ist es kaum möglich, sich dem von Kategorien durchzogenen Diskurs zu entziehen. So wählte ich zur Bezeichnung der Interviewpartner_innen den Begriff Jugendliche_r, ohne zu sehen, dass auch dieser eine differenzierend hervorgebrachte Voraussetzung ist. In der folgenden Interviewpassage greife ich die von Clayren genannte Kategorie ‚Geschlecht‘ auf und muss feststellen, wie in der Antwort Jugendlichkeit ebenso fraglich wird:

Interviewerin: Du hast vorhin gesagt, das ist ein Mädchen, ne, (...) woran erkennt man denn, dass das ein Mädchen ist?

Clayren: (...) Ein Mädchen hat, drückt, also das hat, ein Mädchen hat eine bestimmte Ausstrahlung, irgendwie. (...) Man merkt, wie Erwachsene gucken, sich (...) darstellen und man sieht auch, wie Jugendliche sich darstellen. Das ist unterschiedlich, ein Riesenunterschied. (...) Die Jugendlichen machen sich so, mehr Gedanken, (...) machen sich mehr Gedanken darüber und so. (...) Und (...) die haben so total bescheuerte Ideen manchmal, und die Erwachsenen, die zeigen sich auch erwachsen. (...)

Zwar wurde zuvor von Clayren der Begriff ‚Mädchen‘ genannt, jedoch zeigt sich, dass für Clayren in dieser Passage nicht die Kategorie ‚Geschlecht‘ entscheidend ist, sondern die Kategorie ‚Alter‘. Auch zeigt sich, dass meine Vorab-Kategorisierung als Jugendliche auch Effekt von Differenzierung ist und nicht von mir vorausgesetzt werden kann. Jugendlich-Sein wird in Clayrens Ausführungen durch die Grenzziehung zum Erwachsen-Sein markiert. Eine Leerstelle bleibt, was denn nun die Ausstrahlung eines Mädchens, das Gucken der Erwachsenen, die jugendliche Selbstdarstellung und das Sich-Erwachsenzeigen der Erwachsenen ist. Klar ist für die Interviewte, dass es einen „Riesenunterschied“ macht.

Dieses Beispiel macht deutlich, wie unabgeschlossen Dekonstruktion ist und dass sie selbst immer wieder ihr eigenes „Opfer“ sein muss (vgl. Derrida 1976, S. 24; Derrida 1967, S. 39).⁷ Die Dekonstruktion als kontrapunktische Lesepraxis zielt nicht auf ein Außerhalb der Metaphysik oder auf ein reifizierendes Denken und auch so muss die Kategorienkritik eine Verschiebung in dem Kategorien und Kritik konstituierenden Diskurs vornehmen (vgl. Derrida 2004, S. 143).

3. Heteronormativitätskritik und geschlechtliche Subjekte in der qualitativen Forschung

Wird Geschlecht als eine Kategorie verstanden, die diskursiv hervorgebracht wird, und zugleich Butlers Bezugnahme auf körperliche Inszenierungen geschlechtlicher Subjektivität (*Butch-* und *Femme*-Identitäten, Travestie) ernst genommen, ermöglicht der Diskurs nicht nur verbal (geschlechtliche) Subjektivität.

Butlers Begriff der Performativität, wird hier ausschließlich in einem diskursiven Sinne als „sich ständig wiederholende und zitierende Praxis“ (Butler 1997, S. 22) verstanden, die diskursiv die bezeichneten Wirkungen erst erzeugt. Das heißt Butler begreift performative Äußerungen als abgeleitet (vgl. ebd., S. 36). Was so zitierend hervor gebracht wird, entspringt keinem vordiskursiv geschlechtlichen Subjekt, sondern der Körper erlangt seine Materialität erst durch die Wirkung von Macht. „Das ‚biologische Geschlecht‘ wird [...] als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert[, ausgelegt],, (ebd., S. 22f.). Die Norm ist der „implizite Standard der

7 Derrida schreibt: „[...] l'entreprise de déconstruction est toujours d'une certaine manière emportée par son propre travail“ (1967, S. 39), wobei die deutsche Übersetzung (von Rheinberger/Zischler: Derrida 1983, S. 45) von *emportée par* mit ‚vorantreiben‘ verharmlost, was Gayatri C. Spivak (Derrida 1976) mit *to fall prey*, also ‚zum Opfer fallen‘ oder ‚anheim fallen‘, zum Ausdruck bringt.

Normalisierung“ (Butler 2009, S. 73, Herv.i.O.) in sozialen Praktiken. Durch sie wird eine Praktik sozial intelligibel und „[...] definiert die Parameter dessen, was innerhalb des Bereichs des Sozialen erscheinen wird und was nicht“ (ebd.). Die Heteronormativität steckt ab, was intelligibel und lebbar ist und bringt somit geschlechtlich determinierte Körper und Subjekte hervor. Subjekte zitieren sprachlich und körperlich zuvor als möglich angesehene Subjekte und Körper, während der sie hervorbringende kulturelle Konstruktionsapparat ausgeblendet wird. Diese Zweigeschlechtlichkeit ist Teil der abendländischen „Metaphysik der Substanz“ (Butler 1991, S. 28). Sie fasst das Sein als „erstes und schlechthin irreduzibles Signifikat“ (Derrida 1983, S. 42f.), als Präsenz auf. Damit diese Fassung vom Sein und damit die Vorstellung eines anwesenden Subjekts möglich ist, muss das Sein in seiner Irreduzibilität auf die Präsenz vergessen werden (vgl. Derrida 2004, S. 141f.). Das heißt, die heteronormative Ordnung kann nur als natürlich verstanden werden, wenn ausgeblendet wird, wie *gender sex* zu einer Naturtatsache macht.

Interviews können folglich nicht ausreichen, um die Bedingungen von Subjektivierungsprozessen zu untersuchen. Daher muss nach einer Möglichkeit gesucht werden, körperliche und visuelle Subjektivierungen einzubeziehen. Ein Weg, soziale Praktiken der Differenzierung und ihre körperlichen Materialisierungen in einem qualitativ empirischen Projekt zu erheben, ist die Fotobefragung. In Fotografien schlagen sich komplexe soziale Phänomene, in diesem Fall geschlechterzeugende Praktiken, materiell nieder (vgl. Fuhs 2003, S. 267). Sie sind damit keine Wahrheitsabbildungen, sondern werden als visuelle Artefakte verstanden. Diese unterliegen ebenso wie das Interview diskursiven Codes. Allerdings handelt es sich um visuelle Codes aus Zeichen, Symbolen, Gesten, Posen und Bildern. Susan Sontag (1980, S. 9) spricht gar von einer „Erziehung durch Fotografie“, durch die ein neuer visueller Code unser Sein in der Welt verändert. Das Fotografieren unterliege einer „Grammatik [...] des Sehens“ (ebd.).

Fotos erfüllen dementsprechend in der Forschung eine dreifache Funktion: Sie ermöglichen einen Zugang zu den in der sozialen Praxis und innerhalb kultureller Normen erzeugten Materialitäten. Darüber hinaus zeigen sie, was erscheinen kann, was erlaubt und was verboten, also ausgeschlossen wird. Kombiniert mit einem bildgestützten Interview, wird zusätzlich danach gefragt, was von diesen Codes für die Interviewten sichtbar ist und was nicht, was in ihren Augen erscheinen kann.

Abschließend soll gezeigt werden, wie unter diesen theoretischen und methodologischen Voraussetzungen ein bildgestütztes Interview angelegt werden kann.

4. Dekonstruierend Fragen und Wahrnehmen im bildgestützten Interview

Im Folgenden wird exemplarisch anhand zweier Fragen aus meinem Interviewleitfaden ein methodischer Einblick in das Vorhaben, geschlechtliche Subjektivierungen in verbalen und visuellen Diskursen dekonstruierend zu untersuchen, gegeben. Im Sinne der genannten Kategorienkritik wurde der Leitfaden nach folgenden Themenfeldern ausgerichtet:

- Präsenz, Repräsentation, Sichtbarkeit
- Subjekt
- Spur, Zitieren, Normen, Wiederholen und Überzeichnen
- Körper, Geschlecht und intelligible Beziehungen
- Differenz und Ausschluss

Wie in der oben dargestellten Interviewpassage mit Clayren versuche ich im Interview, die von den Interviewpartner_innen genannten identifizierenden Kategorien aufzugreifen und die ihnen ‚vorausgehenden‘ Differenzierungen nachzuzeichnen. Das heißt, Kategorien werden nicht durch den Leitfaden eingeführt, sondern aus dem Gesagten gefiltert und wieder in das Interview eingebracht.⁸

Das Feld „Präsenz, Repräsentation, Sichtbarkeit“ fragt zu Beginn des Interviews danach, was präsentiert wird und damit als wahre Präsenz erscheint, um die dieses Sein ermöglichende Bewegung der *différance* (wenn auch nur bis zu ihrem erneuten Verschwinden) sichtbar zu machen (vgl. Derrida 2004, S. 114).

Leitfadenfrage: Beschreibe das Bild, als könnte ich es nicht sehen. Was muss man wissen, um zu wissen, was zu sehen ist?

Clayren: Ja also auf (...) [nennt Abb.1] (...) [Ich habe] meine schwarze Decke genommen, da meine, ein paar von meinen Tokio-Hotel-Sachen habe ich drauf getan. Und dann halt mein Lieblings-Bandmitglied, Tom, habe ich dann halt da drauf getan. (...) Hab, damit wollte ich halt zeigen, dass ich (...) also was ich alles mag so, was wichtig für mich ist. (...)

8 Vgl. Derrida 1983, S. 45: „Die Dekonstruktion hat notwendigerweise von innen her zu operieren [...]“.

Leitfadenfrage: Wenn Mädchen/Jungen ... machen/sind, was ist wenn Jungen/Mädchen das machen/sind? Sind die dann weniger männlich/weiblich?

Clayren beschreibt Abb. 2 als „sehr weiblich“, und ich frage, woran man das erkenne.

Clayren: Ja, dass man sich so durch die Haare geht oder so (...) so die Jungs machen ja eher so [hält sich den Zeigefinger der rechten Hand links unter den Mundwinkel] so dieses komische Gangsterzeichen.

Interviewerin: Gibt es denn Mädchen, die sich so gangstermäßig zeigen?

Clayren: Ja, Mannsweiber oder Assipacks!



Auf Nachfrage erläutert Clayren eine Typologie von „asozialen Mädchen“, „Eingebildeten“ und „Normalos“. Die zunächst eindeutige Differenzierung hinterfragt Clayren im Anschluss selbst mit der Frage: „Was heißt normales Mädchen“? Die Suche nach dem Ähnlichem im Anderen dekonstruiert die zuvor einheitlich erscheinende Kategorie, sowohl für Interviewte wie Interviewende.

Bei dieser Interviewkonzeption sind Kategorien das, was für die Interviewten Subjekte ermöglicht und ordnet. Dass diese Kategorien Wirklichkeit schaffende Differenzierungen sind, wird einerseits durch das zur Dekonstruktion anleitende Fragen herausgearbeitet. Dabei wird diese Form des Fragens als aktive Intervention verstanden, die die Unmöglichkeit wissenschaftlicher Neutralität in eine Strategie der Kritik wandelt. Andererseits zeigt sich im Interviewmaterial, dass die Befragten in der Lage sind, vorhergehende Differenzierungen zu benennen und sich zugleich auch nicht mit vereindeutigenden Bezeichnungen zufrieden geben. Dekonstruierend mit Kategorien in qualitativen Forschungsprojekten umzugehen, kann also ermöglichen, den Blick auf jene diskursiven Prozesse zu lenken, die Kategorien hervorbringen. Bezogen auf die materialisierende Kraft von Kategorien kann zudem aufgezeigt werden, welche subjektivierenden Funktionen sie erfüllen und wie sie Subjekte anhand von Normen intelligibel machen.

Literatur

- Baumgartner, Hans-Michael/Gerhardt, Gerd/Konhardt, Klaus/Schönrich, Gerhard (2007): Kategorie, Kategorienlehre, in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/ Gabriel, Gottfried (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4, Basel, S. 714-776
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht*, Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (2009): *Die Macht der Geschlechternormen*, Frankfurt a.M.
- Casale, Rita (2001): Die Verwandlung der Philosophie in eine historische Diagnostik der Differenzen, in: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*, Opladen, S. 25-46
- Derrida, Jacques (1967): *De la grammatologie*, Paris
- Derrida, Jacques (1976): *Of Grammatology* (Übers. Spivak, Gayatri C.), Baltimore/London
- Derrida, Jacques (1983): *Grammatologie* (Übers. Rheinberger, Hans-Jörg/Zischler, Hanns), Frankfurt a.M.
- Derrida, Jacques (2004): *Die différance*, in: ders.: *Die différance. Ausgewählte Texte*, Stuttgart, S. 110-149
- Finkel, Margarete (2004): *Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biografischen Perspektiven junger Frauen*, Weinheim/München
- Flick, Uwe (2005): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Reinbek bei Hamburg

- Friebertshäuser, Barbara (2009): Qualitative Methoden, in: Andresen, Sabine/Casale, Rita/Gabriel, Thomas u.a. (Hrsg.): Handwörterbuch Erziehungswissenschaft, Weinheim/Basel, S. 698-712
- Fontana, Julia (2007): „Fürsorge für ein ganzes Leben“ – Spuren der Heimerziehung in den Biographien von Frauen, Opladen/Farmington Hills
- Fuhs, Burkhard (2003): Fotografie und qualitative Forschung. Zur Verwendung fotografischer Quellen in der Erziehungswissenschaft, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim/München, S. 265-285
- Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, 3. Aufl., Wiesbaden
- Garz, Detlef (2003): Die Methode der Objektiven Hermeneutik – Eine anwendungsbezogene Einführung, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim/München, S. 535-543
- Hamberger, Matthias (2008): Erziehungshilfekarrieren. Belastete Lebensgeschichte und professionelle Weichenstellungen, Frankfurt a.M.
- Hartwig, Luise (1990): Sexuelle Gewalterfahrungen von Mädchen. Konfliktlagen und Konzepte mädchenorientierter Heimerziehung, Weinheim/München
- Hartwig, Luise (2001): Mädchenwelten – Jungenwelten und Erziehungshilfe, in: Birtsch, Vera/Münstermann, Klaus/Trede, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen. Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung, Münster, S. 46-69
- Hartwig, Luise (2004): Erziehungshilfen in Zeiten des Gender Mainstreamings, in: Bruhns, Kirsten (Hrsg.): Geschlechterforschung in der Kinder- und Jugendhilfe. Praxisstand und Forschungsperspektiven. Wiesbaden, S. 202-218
- Hartwig, Luise/Kriener, Martina (2002): Mädchengerechte Entwicklung der Erzieherischen Hilfen, in: Sachverständigenkommission 11. Kinder- und Jugendbericht (Hrsg.): Bd. 3 Mädchen- und Jungenarbeit – eine uneingelöste fachliche Herausforderung. Der 6. Jugendbericht und zehn Jahre Paragraph 9,3 im Kinder- und Jugendhilfegesetz, München, S. 75-99
- Hartwig, Luise/Muhlak, Kirsten (2006): Mädchenarbeit in Theorie und Praxis, in: Zander, Margherita/Hartwig, Luise/Jansen, Irma (Hrsg.): Geschlecht Nebensache? Zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der Sozialen Arbeit, Wiesbaden, S. 86-117
- Helming, Elisabeth/Schäfer, Rheinild (2006): Viel Gegacker und kein Ei? Chance, Risiken, Nebenwirkungen beim Umsetzen von Gender Mainstreaming, in: DJI Bulletin. H. 2, S. 12-18
- Jule (Baur, Dieter/Finkel, Margarete/Hamberger, Matthias/Kühn, Axel D.) (2002): Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen, Forschungsprojekt Jule, 2. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln
- Kieper, Marianne (1980): Lebenswelten „verwahrloster“ Mädchen. Autobiographische Berichte und ihrer Interpretation, München
- Kleve, Heiko (2010): Differenz und Ambivalenz. Postmoderne Paradigmen in der sozialwissenschaftlichen Praxis, in: Soziale Arbeit. H. 3, S. 98-104
- Kolb, Bettina (2008): Die Fotobefragung in der Praxis. URL: www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008/VisSozKolb.pdf (Download: 08.03.2010)
- König, Eckard/Bentler, Annette (2003): Arbeitsschritte im qualitativen Forschungsprozeß – ein Leitfaden, in: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hrsg.):

- Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München, S. 88-96
- Marotzki, Winfried (2006): Forschungsmethoden und -methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, in: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, 2. Aufl., Wiesbaden, S. 111-135
- Oevermann, Ulrich u.a. (1980): Zur Logik der Interpretation in Interviewtexten, in: Heinze, Thomas/Klusemann, Hans-Werner/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte, Bensheim, S. 16-69
- Pankofer, Sabine (1997): Freiheit hinter Mauern. Mädchen in geschlossenen Heimen, Weinheim/München
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München
- Rosenthal, Gabriele (1989) (Hrsg.): Wie erzählen Menschen ihre Lebensgeschichte. Hermeneutische Fallrekonstruktion distinkter Typen. Forschungsbericht: „Biographie“, unveröffentlichtes Manuskript, Universität Bielefeld
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld
- Sontag, Susan (1980): Über Fotografie, Frankfurt a.M.
- Werthmanns-Reppekus, Ulrike (2008): Genderkompetenz in der Kinder- und Jugendhilfe: Lebenslage Geschlecht? In: Böllert, Karin/Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit, Wiesbaden, S. 101-120